

# Schreck und Magie

Im Sommer 2018 segelten Tom und Anisia Baumann von Bonaire nach Panama. Kräftige Passatwinde begleiteten das Paar – und ein Baumstamm, der die Reise fast beendet hätte.

 Anisia Baumann |  Tom und Anisia Baumann

Wir haben ein kleines Wetterfenster, der Törn nach Panama verspricht sportlich zu werden, aber uns bleibt keine Wahl, wir müssen los – denn unsere Rückflüge in die Schweiz sind gebucht. Von Seekrankheit geplagt sehe ich die Insel Bonaire langsam hinter uns am Horizont verschwinden. Und ich dachte, ich sei endlich geheilt... Ich bin sehr schwach, fühle mich wie

ein Zombie. Die Mahlzeiten werden in den kommenden Stunden nichts für Feinschmecker sein: Eine Büchse Ravioli oder chinesische Nudelsuppen müssen ausreichen und werden bei mir sowieso viel

**Bäng, bäng, bäng! Etwas  
Gewaltiges schlägt gegen den  
Schiffsrumpf, wieder und wieder.**

schneller wieder herauskommen, als mir lieb sein wird. Diese verflixte Lage hat mir ein paar Learnings beschert: Nie bis zum letzten Moment vor einem Törn warten, um Medikamente gegen Seekrankheit zu kaufen – sie könnten ausverkauft sein. Zudem empfiehlt sich, die Menge an Zwieback nicht zu unterschätzen, die für meine Seglerdiät an Bord benötigt ist. Und dass ich viel Alkohol getrunken habe während der Abschiedsparty mit unseren Ankernachbarn am Vorabend der Abreise war wirklich nicht sehr geschickt.



01

**Das «kleine Kap Hoorn»**

Der Wellengang nimmt moderatere Formen an und das karibische Meer gibt uns eine kleine Verschnaufpause. Auch mein Magen beruhigt sich kurz. Wir befinden uns vor der kolumbianischen Küste, an der äussersten Nordspitze Südamerikas, vor einem Kap mit einem derart «schlechten» Ruf, dass es sogar den Spitznamen «kleines Kap Hoorn» trägt. Wie bei jedem Kap verstärkt sich dort der Wind. In dieser Gegend bläst er gemäss Seehandbuch an zweihundertfünfzig Tagen im Jahr mit 50 Knoten. Hinzu kommt die Wirkung der an dieser Küste massiv abnehmenden Meerestiefe, die von 1000 und mehr Metern bis auf einige Dutzend Meter schrumpft. Das führt zu einer dauerhaft schweren See mit möglichen Wellen von bis zu sieben Metern! Wenn die Passatwinde am stärksten wehen, kann die Überfahrt von den Kleinen Antillen nach Panama echt schwierig werden. Dies wird auch in der Weltumsegler-Literatur von mehreren Seglern bestätigt, die diesen Törn als den schwierigsten der gesamten Reise bezeichnet haben. Glücklicherweise befinden wir uns in der besten Jahreszeit, um in dieser Region zu bestehen. Es ist ratsam, die Strecke entweder April bis Mai oder Ende November bis Dezember, wenn die



Passatwinde weniger stark sind, zurückzulegen. Wir halten zudem einen guten Abstand von der Küste. Der Wind bläst mit 25 bis 35 Knoten und erzeugt eine Dünung von gut drei Metern. Vagabond gleitet über die Wellenberge und bricht ihre Geschwindigkeitsrekorde mit Spitzen von bis zu zehn Knoten und durchschnittlich sieben Knoten Speed mit einer einzigen, ausgebaumten Fock! Eine beachtliche Leistung für ein kleines, schweres Boot aus Stahl. Grosse brechende Wellen rauschen beidseitig des Rumpfes am Schiff vorbei. Wir nennen sie Lokomotiven wegen des Lärms, den sie erzeugen. Es gibt auch solche, die unter dem Heck vorbeiziehen, unser schwimmendes Zuhause in die Höhe heben und es mit Höchstgeschwindigkeit voranschicken. Dann gibt es auch «die Bösen», die uns mit einem heftigen Knall kräftig in die Seite treten und das Boot somit kurz vom Kurs abbringen. Die Aries, unsere mechanische Selbststeueranlage, packt diese Herausforderung jedoch wie eine Meisterin ihres Fachs und wir sind vom Steuern befreit. Uff! Es sind Bedingungen, die uns an unsere raue Atlantiküberquerung erinnern (siehe «marina.ch» 146, November 2021). In der dritten Nacht frischt der Wind abermals auf und das Meer ist sehr aufgewühlt. Die Nacht wird lang und es ist unmöglich, die Augen zu schliessen. Es ist drückend heiss, die Wellen schlagen, der Wind pfeift, die Dünung lässt Vagabond in ihrem Element tanzen und hüpfen. Am vierten Tag ist der Wind noch

heftiger und die Wellen sind noch beeindruckender! Vagabond krängt mehr als 30 Grad. Wir müssen die Segelfläche reduzieren und das wird ziemlich sportlich. Mit unserem winzigen Sturmsegel fahren wir immer noch mit durchschnittlich sechs Knoten.

**Der Baumstamm**

Der fünfte Tag bricht an. Heute Morgen habe ich mit grosser Traurigkeit riesige schwimmende Teppiche aus Sargasso-Algen und Müll entdeckt! Plastik, Flaschen, Treibholz überall... Vagabond pflügt sich entlang der kolumbianischen Küste durch eine Mülldeponie und ich möchte weinen.

Wir sind beide unter Deck, als es plötzlich einen Riesenknall gibt. Bäng, bäng, bäng! Etwas Gewaltiges schlägt gegen den Schiffsrumpf, wieder und wieder. Wir springen nach draussen. Ein knapp unter der Wasseroberfläche schwimmender Baumstamm von etwa zehn Metern Länge und 80 cm Durchmesser ist im Begriff, quer zur Fahrtrichtung unter unser Boot zu gleiten. Schliesslich verhakt er sich zwischen dem hinteren Kielende und dem Skeg, das glücklicherweise das Ruder, die Welle und die Schraube schützt. Auf dem Weg nach Bonaire mussten wir bereits einer riesigen, schwimmenden Kühltruhe im letzten



02

- 01 Perfekter Sonnenuntergang, nachdem sich die Passatwinde verabschiedet hatten.
- 02 Das Essen an Bord ist zwar einfach, aber gut.
- 03 Auf den letzten Meilen vor Ankunft in Panama wird von Hand gesteuert.



03

Moment ausweichen und nun kollidieren wir mit einem Baum! Dieser scheint komplett festzustecken und schlägt mit wiederholter Wucht gegen den Stahlrumpf. Es schlägt und schlägt. In meinem Kopf spiele ich verschiedenste Szenarien durch... Wird unser kleines Boot kaputtgeschlagen? Wie könnten wir uns befreien? Zum ersten Mal seit Beginn unserer Weltreise sehe ich Tom, der hilflos zu sein scheint. Doch dann beruhigt er sich glücklicherweise. Er versucht, den Motor zu starten – was sogar funktioniert. Die Welle ist offensichtlich intakt. Dann legt er abwechslungsweise den Vorwärts- und den Rückwärtsgang ein. Das Ziel ist, dass der Baum





01

01 So nah möchte man einem Frachter nie kommen.

02 Selbstgebastelter Sonnenschutz für den überhitzten Autopiloten.

03 Eine schwarze Wand aus Wolken erwartet die Vagabond.

irgendwann seitlich wegrutscht. Schliesslich, nach einigen unendlich langen Minuten des Bangens und der Qual, bewegt sich der Monsterstamm langsam, aber sicher auf die Backbordseite des Rumpfes. Endlich verabschiedet er sich mit einem letzten kräftigen Schlag gegen das Ruder der Selbststeueranlage. Tom ist ganz blass im Gesicht. Mir geht es genauso. Es bleibt nur zu hoffen, dass am Rumpf keine grösseren Schäden auftauchen werden. Doch wir entdecken keinen Wassereinbruch, das Hauptruder ist intakt, genauso wie die Welle und die Schiffsschraube. Es ist wie ein Wunder, dass wir heil da herausgekommen sind. Oder haben wir das unserem zwar kleinen, jedoch äusserst soliden Segelboot zu verdanken? Jetzt weiss ich, warum Tom ein starkes Boot aus Stahl wollte: Sicherheit geht vor. Wir realisieren nur mit Mühe, was soeben passiert ist und wie viel Glück wir trotz allem hatten. Mitten im Atlantik, gut 100 Seemeilen von der Küste entfernt... Wir

werden Vagabond bald auswassern, um das Boot während der Hurrikanzeit zu schützen und sind sehr gespannt, welche Kratzer und Beulen am Kiel sichtbar sein werden.

In den folgenden Stunden beobachten wir schliesslich unweit unseres Schiffes noch weitere vorbeitreibende Baumstämme sowie viel durch die Strömung angeschwemmten Müll. Wahrscheinlich werden all diese unliebsamen Objekte vom Rio Magdalena, dem zweitgrössten Fluss Südamerikas, ins Meer gespült. Mit der herrschenden Dünung ist es eine echte Herausforderung, diese Hindernisse rechtzeitig zu erkennen. Es ist wie auf einem Minenfeld, alles sehr unberechenbar – doch wir können zum Glück das Schlimmste vermeiden.

#### Die letzte Atemzüge der Passatwinde

Allmählich lassen die starken Passatwinde nach und zur Freude meines Magens wird die Meeresoberfläche flacher. Die Nacht



02



03

bricht über einen von Sternen übersäten Himmel herein, während phosphoreszierendes Plankton das Kielwasser des Bootes hell erleuchtet. Das ist pure Magie! Einzig das Zischen des Wassers, das vom Bug unserer Vagabond geteilt wird, durchbricht diese fast absolute Stille. Ein letztes, ganz sanftes Aufbäumen des Windes lässt unsere Segel nur noch leicht anschwellen, bevor sich die Passatwinde komplett von uns verabschieden. Am Morgen des sechsten Tages starten wir bei Flaute den Motor. Die Hitze ist beeindruckend, das Thermometer in der Kabine zeigt 35 Grad. Der elektrische Pinnen-Pilot ist bald auch überhitzt. Tom konstruiert in echter MacGyver-Manier eine Art Sonnen-Schutzhülle aus Stoff, die wir in der Folge regelmässig mit Seewasser begiessen, um dem Piloten etwas Abkühlung zu gönnen. Die Meeresoberfläche hat sich in der Zwischenzeit in eine riesige Wasserwüste verwandelt. Seit unserer Abfahrt sind wir keinem einzigen Schiff begegnet. Wir sind allein in unserem Mikrokosmos.

Der siebte Tag ist seit ein paar Stunden angebrochen, die Sonne ist soeben aufgegangen. Es ist sechs Uhr morgens, der Wind glänzt mit Abwesenheit und ich schlafe eingelullt vom Schnurren des Motors, während Tom seine Ruderwache im Cockpit schiebt. Plötzlich findet das Spritzwasser einer Welle seinen Weg durch ein leicht geöffnetes Luk und ich bin mit einem Ruck hellwach. Ein gigantisches Frachtschiff passiert uns steuerbords mit hoher Geschwindigkeit. Ich blicke sofort zum Niedergang und sehe Tom an der Pinne. Er hatte gerade noch Zeit, im allerletzten Moment den Kurs zu ändern, um dem heranrutschenden Schiff auszuweichen. Das war knapp! Tom hatte den Frachter bei seinem 360-Grad-Ausblick, knapp 15 Minuten zuvor, im diffusen Licht der aufgehenden Morgensonne am gegenüberliegenden westlichen Horizont nicht wahrgenommen. Er sass mit dem Rücken gegen die Schotwand des Niedergangs und konzentrierte sich auf seine Navigationsberechnungen. Was uns gerettet hat, ist die Tatsache, dass Tom während seiner Wache keine Kopfhörer mit Musik benutzt. Somit konnte er das Frachtschiff noch rechtzeitig hören. In weniger als 15 Minuten ist das Schiff nur noch als kaum wahrnehmbarer, kleiner Punkt am Horizont sichtbar.

Je näher wir dem Panamakanal nun kommen, desto stärker wird der Verkehr und wir müssen Tag und Nacht besonders vorsichtig sein!

#### Die schwarze Wand

Umrahmt von einem dramatischen Himmel geht die Sonne allmählich unter. Eine riesige schwarze Wand kommt direkt auf uns zu: Wir haben keine Wahl und müssen durch diesen Gewittersturm. Es beginnt zu regnen. Im Schutz des geschlossenen Schiebeluks mit seiner Kuppel aus Plexiglas beobachten wir die Weltuntergangsstimmung da draussen mit Demut. Das Meer, das zehn Minuten zuvor noch einem Ölteppich glich, beginnt zu brodeln. Ein sintflutartiger Regenguss legt los. Überall um uns herum zucken die grellen Lichter unzähliger Blitze. Normalerweise würde bei einem Stahlboot ein Blitz, der über den exponierten Mast einschlägt, die elektrischen Leitungen von Funk, Positionslichtern und Decksbeleuchtung durchbrennen, aber keinen weiteren Schaden anrichten. Ein Stahlboot hat den Vorteil, dass der gesamte Rumpf wie ein Faraday'scher Käfig wirkt. Eine Tatsache, die uns eigentlich etwas beruhigen sollte. Zwei sehr lange Stunden später haben wir diesen heftigen Gewittersturm endlich hinter uns gelassen.



01

### Land in Sicht

Panama liegt direkt vor uns, noch 20 Seemeilen entfernt. Die Küste besteht ausschliesslich aus dichtem Urwald, ist komplett überwachsen mit prächtiger, smaragdgrüner Vegetation. Wir bestaunen diese wunderschöne Landschaft in unberührter Natur. Langsam kommen wir dem Ziel näher. Das Problem ist, dass wir erst bei Dunkelheit ankommen würden und uns einer mit Hindernissen gespickten Küste nähern. Wir treffen die weise Entscheidung, mit reduzierter Segelfläche eine weitere Nacht auf See zu verbringen. Die Nacht im Vollmondlicht ist friedlich, der Wind bläst sehr moderat. In weiter Ferne sehen wir die hellen Lichter einzelner Blitze, Zeugen weiterer Gewitterstürme. Mit gerefftem Grossegel treiben wir langsam dem Ziel entgegen. Abwechselnd suchen wir alle zehn Minuten aufmerksam den Horizont im Norden ab und beobachten die vorbeiziehenden Frachtschiffe aus sicherer Distanz. Die Sonne geht schliesslich hinter einer majestätischen Wolkenformation auf, ein schöner Tag steht uns bevor. Wir haben noch zehn Seemeilen bis zum Ziel, die uns wie eine Ewigkeit vorkommen. Alle Segel sind nun gehisst, eine leichte Brise treibt uns langsam über eine flache See. Eine schöne, gemütliche Segeltour, die uns an die Nachmittage auf dem Neuenburgersee erinnert.



Zur Ablenkung begleiten uns zwei neugierige, kleine Haie, ich gebe ihnen eine Kleinigkeit zu fressen und habe Spass beim Filmen mit unserer Unterwasserkamera. Der Wind lässt schliesslich ganz nach, und auf den letzten Meilen starten wir den Motor. Tom versucht mehrmals, die Marina via UKW-Funk zu erreichen. Doch leider erhalten wir keine Antwort, denn es ist Sonntag. Panama ist nicht mehr weit und ein ganzes Bienenvolk fliegt plötzlich



02

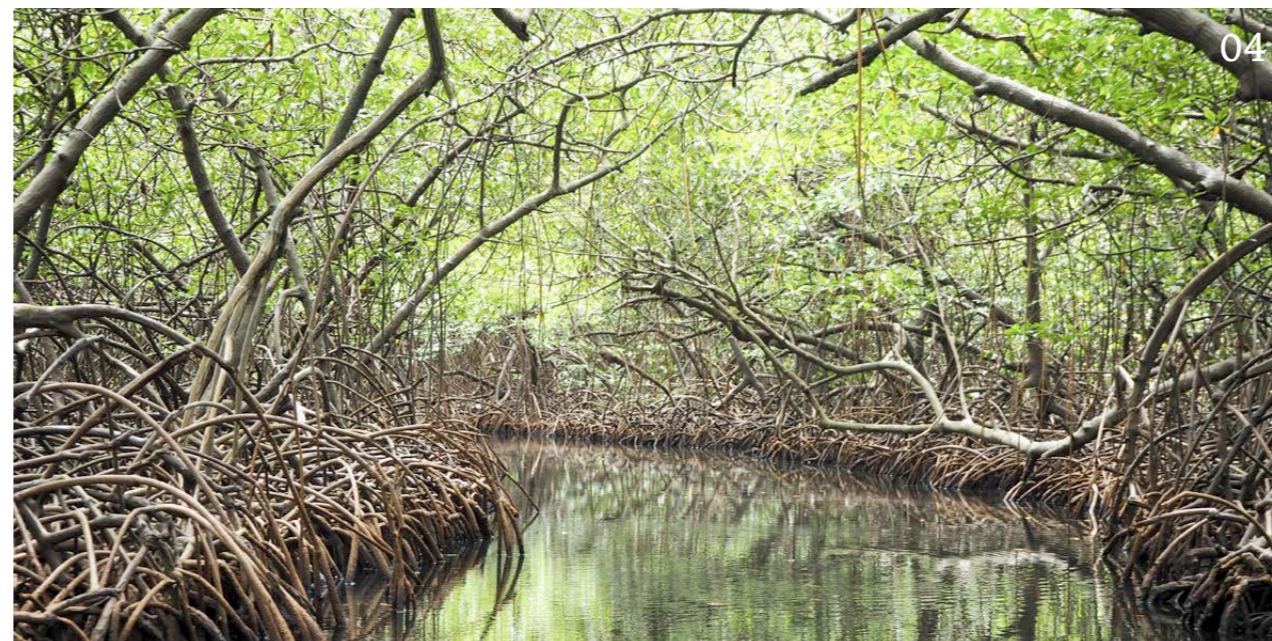
an Bord herum, hält unsere Vagabond wohl für eine gigantische Blume. Ein Nachteil der Rumpffarbe Gelb...

Endlich erreichen wir die Panamarina, ein kleiner Yachthafen, der von einem französischen Ehepaar betrieben wird. Ein Hafenarbeiter fährt mit dem Schlauchboot in unsere Richtung und hilft uns, eine Boje zu schnappen. Puh, wir sind angekommen! Vagabond wird in den kommenden Tagen ausgewassert und hat anschliessend vier Monate Urlaub mitten im Dschungel.

Die Umgebung hier ist schlicht grossartig! Schöner als alles was ich mir hätte vorstellen können. Wir liegen an einer Boje im Herzen einer kleinen von Mangroven und grünen Hügeln umsäumten Bucht. Der üppige Urwald bedeckt die gesamte Landschaft. Bizarre Töne, erzeugt aus dem Schreien von Vögeln und Affen, widerhallen überall in der durch tropische Feuchtigkeit geschwängerten Atmosphäre. Sie machen den Ort noch magischer als er es sonst schon ist. Das ist pure, unverdorbene Natur! 🌿



03



04

- 01 Sonnenaufgang vor der Ankunft in Panama.
- 02 Land in Sicht!
- 03 Vagabond hat es endlich ins Ziel geschafft.
- 04 Wunderschöne Mangrovenwälder sind in Panama keine Seltenheit.